

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 82 (2011)
Heft: 11: Der Tod ist gross : Sterbende brauchen Begleitung

Artikel: Bernard Crettaz, Soziologe und Ethnologe, Begründer der "Cafés mortels" : "Der Tod ist ein herausragender Moment sozialer Bindung"
Autor: Nicole, Anne-Marie / Crettaz, Bernard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805416>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bernard Crettaz, Soziologe und Ethnologe, Begründer der «Cafés mortels»

«Der Tod ist ein herausragender Moment sozialer Bindung»

Der Walliser Bernard Crettaz setzt sich leidenschaftlich mit dem Thema Tod auseinander. Er möchte das Thema Sterben aus der Verdrängung holen und ihm wieder einen Platz in der Öffentlichkeit einräumen. Zum Beispiel mit den «Cafés mortels», die er auch in Pflegeheimen durchführt.

Von Anne-Marie Nicole

Warum ist unsere Beziehung zum Tod so zwiespältig?

Bernard Crettaz: Da ist zum einen die Blockade, die dazu führt, dass wir nicht darüber sprechen können oder möchten. Im Gegensatz dazu steht als Zweites die Faszination. Der Tod blockiert und fasziniert uns zugleich. Im Leben können wir uns auf Kenntnisse und Erfahrungen stützen. Beim Tod gibt es das nicht. Er ist das absolut schwarze Loch, das Rätsel, das Mysterium, das Unbekannte. Sobald es aber gelingt, frei darüber zu sprechen, lässt sich eine unglaublich reichhaltige Kultur und Reflexion rund um das Thema Tod entdecken. Es gibt eine atemberaubende Ansammlung alter und neuer Glaubensinhalte sowie persönlicher Erfahrungen. Wir haben also eine paradoxe Situation vorliegen: Der Tod ist einerseits ein vollkommenes Mysterium, andererseits lässt sich darüber unerschöpflich reden.

Der Tod ist etwas sehr Intimes. Warum ist es denn notwendig, darüber zu sprechen?

Man spricht oft mit sich selber oder mit den Toten darüber, das ist richtig. Niemand kann aber angesichts des absoluten Mysteriums vollkommen allein bleiben. Das Rätsel Tod einfach zu akzeptieren – das ist unerträglich. Wir versuchen deshalb, das

Loch zu stopfen und die Leere mit allem, was uns zur Verfügung steht, zu füllen. Es gibt allerdings dieses enorme Reden, das nur gehört werden will und das dann zu etwas Unendlichem wird. Ein französischer Philosoph hat ein über 300-seitiges Buch geschrieben, um zu sagen, über den Tod könne man nichts sagen.

Wie hat sich unsere Beziehung zum Tod in den letzten Jahrzehnten verändert?

Auch der Tod ist Moden unterworfen. Nach dem Zweiten Weltkrieg, mit der Konsumgesellschaft, dem einsetzenden Fortschritt und den Wirtschaftswunderjahren wurde der Tod stark marginalisiert und verdrängt. In dieser Zeit verschwindet vor allem der Körper, der Hauptdarsteller des Todesschauspiels, aus dem Blickfeld, er wird beseitigt, jeweils so rasch wie möglich. Als wir 1982 auf Anfrage von Bestattungsunternehmen die Gesellschaft für thanatologische Studien gründeten, um eine neue Totenkultur zu finden und neue Rituale im Umgang mit sterblichen Überresten zu schaffen, betrachteten uns die Leute als verrückt.

Der Tod wurde doch gerade in diesen Jahren mit der Krankheit Aids wieder sehr präsent.

Ja, der Tod drängte sich gewaltsam wieder in die Öffentlichkeit, und er wurde zum Thema der Medien. Das Auftreten von Aids bewirkte Anfang der 1980er-Jahre einen regelrechten Zivilisationsschock. Aids holte den Tod wieder aus dem Schatten und führte zu einem beeindruckenden Wiederaufleben von Begräbnisritualen. Gleichzeitig vollzog sich eine Art Revolution auf medizinischer Ebene: Die onkologischen Abteilungen weigerten sich, blosse Sterbeabteilungen zu sein, die palliative Pflege gewann mehr und mehr Bedeutung. Auch in den Pflegeheimen wuchs das Interesse am Umgang mit dem Tod der älteren Men-

«Der Körper, der Hauptdarsteller des Todesschauspiels, verschwindet, er wird beseitigt.»

>>

schen. Die Publikationen der Sterbeforschungspionierin Elisabeth Kübler-Ross wurden wieder gelesen, und mit dem Konzept der «Resilienz» – also der Fähigkeit, mit Krisen, zum Beispiel schweren Krankheiten, gut umzugehen – entdeckt man gegenwärtig eine neue Herangehensweise, die noch viel Furore machen wird. Es stellen sich auch immer mehr freiwillige Helferinnen und Helfer zur Verfügung, um Menschen am Lebensende in den Tod zu begleiten. Und vor allem: Es gibt eine Armada von medizinischen Spezialisten, die zu einer Technokratisierung des Todes geführt haben.

Sie betrachten diese medizinische Spezialisierung kritisch?

Ja, unbedingt. Unsere Gesellschaft für thanatologische Studien hat immer darauf hingewiesen, dass es sich beim Tod nicht um eine Krankheit handelt und dass Trauer nicht notwendigerweise zum Psychiater führen muss. Der Tod gehört mit all seiner Macht des Unbekannten und des Nichtwissens zum Menschsein dazu. Aber wir sprechen doch noch lieber über das Leben als über den Tod. Wir vergessen, uns über den grundlegenden Platz des existenziellen Rätsels Tod in unserer Lebensweise und in unserer menschlichen Kultur Gedanken zu machen.

Wo stehen wir heute in dieser Entwicklung?

Der Tod stand immer in Verbindung mit der jeweils herrschenden Macht. Bei uns waren das traditionellerweise die Kirchen. Heute hat der ärztlich-soziale-therapeutische Bereich diese Macht übernommen. Es sind diese Bereiche, in denen nun gehandelt und über den Tod gesprochen und nachgedacht wird. Es sind Spezialisten aller Art mit ganz unterschiedlicher Ausbildung, die am Ende des Lebens, vor dem Tod, intervenieren und dann, nach dem Tod, als Trauertherapeuten auftreten.

Und wo bleiben da die Familien und Angehörigen?

Glücklicherweise wird der Tod jetzt dem technokratischen Zugriff wieder etwas entzogen und rückt stärker in die Lebenspraxis der Menschen. Auf diese Weise entsteht eine Gegenmacht zum ärztlich-sozialen-therapeutischen Bereich: nämlich die Angehörigen und die Familien. Das Leichenmahl nach Bestattung und Trauerfeier zum Beispiel kam zwischenzeitlich etwas aus der Mode, jetzt gewinnt es wieder an Bedeutung. Verwand-

te, Freunde und Bekannte finden zusammen, um zu essen, Wein zu trinken, sich auszutauschen und sich weniger allein zu fühlen. Das erleichtert die Trauer, man findet Trost. Angehörige formulieren immer häufiger auch Forderungen im Zusammenhang mit einer Kultur des Todes und mit Begräbnisritualen. Sie möchten wieder etwas tun, um die Sterbenden in den Tod zu begleiten.

«Das Pflegepersonal muss lernen, sich zu schützen, um nicht selber zu Trägern des Todes zu werden.»

Was bringen solche Abschieds- und Trauerrituale?

Von aussen gesehen sind Rituale eine Inszenierung, ein Theater aus Gesten, Worten und Taten. Sie ermöglichen es uns, die Zeit aufzuheben. Es gibt beim Ritual ein Vorher und ein Nachher. Die magische Kraft des Rituals erlaubt die Metamorphose, den Übergang von

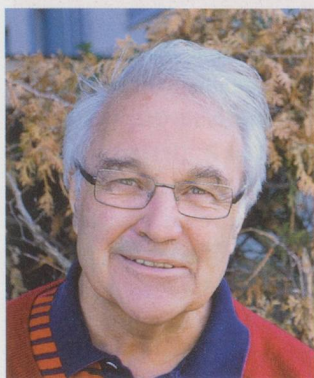
einem Zustand in einen anderen. Das Ritual erlaubt auch loszulassen. Gerade das Loslassen braucht manchmal viel Zeit. Das ist auch der Grund, warum die Toten uns beschweren. Sie sind noch derart präsent unter uns, dass viele Menschen gar nicht trauern wollen.

Das Bedürfnis nach Ritualen ist offenbar gross.

Kein Wunder – wir müssen ja mit dem Tod fertig werden. Viele Bestattungsinstitute ermöglichen heute Rituale, gerade im Umgang mit dem Körper des Verstorbenen: Angehörige können den Verstorbenen waschen, kämmen, ihn anziehen. Das Bewusstsein, dass der Körper ein wichtiger Teil des Todesschauspiels ist, ist wieder gewachsen. Solche Gesten gehören eigentlich zum Erbe der Toteskultur unserer Gesellschaft, aber unsere Generation hat sie vergessen oder zensuriert. Auch in anderen Lebensbereichen gibt es übrigens seit einigen Jahren ein grosses Bedürfnis nach Ritualen, zum Beispiel im Beruf, an persönlichen Wendepunkten und so weiter.

Besteht nicht das Risiko, dass diese Rituale bagatellisiert werden?

Das ist möglich. Momentan sind wir aber noch am Aufbauen. Wir erfinden die Traditionen und Zeremonien neu. Die Kirchen und die grossen Glaubenssysteme verlieren langsam an Bedeutung, und so schaffen sich die Leute neue Rituale in Hülle und Fülle, sie übernehmen auch esoterische Rituale. Hierbei kommt es zu einem unglaublichen Mischmasch, sodass man überhaupt nicht mehr weiss, wo man sich orientieren soll. Das Risiko besteht eher darin, dass es vermehrt in Richtung Fetischismus, Aberglaube und Manipulation des Rituals geht. Wir können uns zwar alle möglichen Rituale vorstellen, aber ich denke, dass wir auf grundlegende Symbole zurückgreifen müssen, die Sinn machen und uns erlauben, eine gemeinsame Kultur zu finden.



«Die Angehörigen möchten wieder etwas tun, um die Sterbenden in den Tod zu begleiten.»

Bernard Crettaz, Initiant der «Cafés mortels»

Foto: zvg



Wie sollen die Pflegeheime mit dem Thema Tod umgehen?

Seit den 1990er-Jahren stelle ich eine weitreichende Veränderung der Mentalität fest. Die Einführung der Palliativpflege, die Patientenverfügungen, wo man festlegt, welche lebensverlängernden Massnahmen man will und welche nicht, und die wachsende organisierte Suizidbeihilfe haben alles auf den Kopf gestellt: Man musste anfangen, über den Tod zu sprechen. Bis dahin hatte man eher gedacht, dies sei gar nicht möglich. Die Pflegeheime sind besondere Institutionen, die es den Bewohnerinnen und Bewohnern ermöglichen müssen, mit ihrem Leben, aber auch mit ihrem Tod zurechtzukommen. Das Fachpersonal in den Pflegeheimen weiss, dass es das Leben und den Tod sicherzustellen hat, obwohl das in sich ein Widerspruch ist.

Sind die Fachkräfte bereit, diesen Widerspruch zu akzeptieren?

Dieser Widerspruch existiert nun einmal – wir können ihn nicht auflösen. Daher müssen die Fachkräfte lernen, sich zu schützen, Distanz zu gewinnen, Dinge abzulegen, um nicht selbst zu Trägern des Todes zu werden. In der Ausbildung bringe ich ihnen bei, Grenzen zu ziehen. Es ist wichtig zu wissen, dass man

**«Die alten Menschen
in den Pflegeheimen
sind froh, dass der
Tod endlich
thematisiert wird.»**

mit dem Tod zwar Zeit, jedoch nicht zu viel Zeit verbringen sollte. Es ist wichtig zu lernen, sich damit auseinanderzusetzen, aber ebenso wichtig, den Kopf davon wieder zu leeren.

Wie ist es möglich, Distanz zu gewinnen, wenn man bei der täglichen Arbeit mit dem Lebensende und dem Tod zu tun hat?

Für mich ist die Belastung des Pflegepersonals – sei es in Pflegeheimen oder in Palliativ-Pflegezentren – ein tatsächlicher Skandal, weil sie nicht genügend Beachtung findet. Kommt dazu, dass der Umgang mit dem Tod manchmal Probleme der Institution offenlegt: alle nicht ausgesprochenen Dinge, Machtkämpfe. Auch die Pflegenden brauchen Zeit, um sich von Verstorbenen zu verabschieden. Und sie benötigen Gelegenheiten, über den Tod und den Umgang mit dem Tod zu reden, ihre Erfahrungen und ihre Sicht der Dinge mitzuteilen. Sie sollen über die Verstorbenen sprechen können, sei es aus ihrem beruflichen oder ihrem privaten Umfeld. Es ist nicht einfach, doch es ist unerlässlich. Es handelt sich dabei um einen langen Lernprozess. Kostendruck, Personal-mangel und die Vorgaben der Bettenauslastung sind diesem Prozess allerdings nicht gerade förderlich.



Den Tod wieder in die Gemeinschaft rücken und an die Traditionen der Sterbekultur anknüpfen – dazu rät Ethnologe Bernard Crettaz.

Foto: Maria Schmid

>>

Ziele setzen:
Pflege, Bildung, Management

WE'G
Weiterbildungszentrum für
Gesundheitsberufe

NEU Modulare Weiterbildung für FaGe im Langzeitbereich

Aktuell und kompakt: praxisorientierte berufliche Weiterbildung

- Alltag und Normalität unterstützen
- Gesundheit – Krankheit (I): Psychiatrie
- Gesundheit – Krankheit (II): Somatik
- Gesundheit – Krankheit (III): Leidenszustände
- Verantwortlich handeln und organisieren

Jedes Modul kann auch als Einzelmodul gebucht werden.

Nächster Start: 28. September 2011

Ausgerichtet auf die Bedürfnisse zum praxisgerechten Einsatz von FaGe mit erweitertem Verantwortungsbereich in Betrieben der Langzeitpflege

Nächste Informationsveranstaltung am 8. Juni 2011 am WE'G in Aarau von 17.00–19.00 Uhr

WE'G Mühlemattstrasse 42 **CH-5001 Aarau**
Telefon +41(0)62 837 58 58 Fax +41(0)62 837 58 60 E-Mail info@weg-edu.ch

www.weg-edu.ch

SWISS CHRISTMAS

Akrobatik * Schauspiel * Musik

Die Magie von Weihnachten erleben

17.11.2011–31.12.2011 | Zürich-Oerlikon | Offene Rennbahn

www.swisschristmas.com

Hauptsponsor

RUNWAY
MAGAZINE

Co-Sponsoren



Sponsoren & Partner



Medienpartner



Vorverkauf



«Cafés mortels»: Kaffeehausgespräche über den Tod

«Hier ist es möglich, die unsäglichsten und intimsten Dinge in der scheinbaren Flüchtigkeit von Kaffeehausgesprächen zu sagen. Das Café schafft eine gewisse Leichtigkeit, um sehr tief liegende Dinge mitzuteilen. Denn wie jeder weiss, gehen wir alle ins Café, um wesentliche Dinge mitzuteilen und dabei so zu tun, als ob nichts wäre.» Mit diesen Worten leitet Bernard Crettaz das von ihm initiierte «Café mortel» ein. Dieses bildet einen Raum der Zusammenkunft, des Austausches sowie der direkten und öffentlichen Kommunikation, wo man spricht und zuhört und weit weg von Spezialisten und Therapeuten über den Tod «schreien und heulen» kann. Gleichzeitig warnt Crettaz: «Das «Café mortel» hat überhaupt keinen therapeutischen Ansatz, auch wenn es durchaus hilfreich sein kann.»

Seit dem ersten «Café mortel» im März 2004 in Neuchâtel, das entgegen allen Erwartungen 250 Personen anzog, hat er 65 solche Veranstaltungen mit jeweils zwischen 15 und 300 Besuchern durchgeführt – in der Westschweiz, aber auch in Frankreich, Belgien sowie demnächst in Kanada. Diese Treffen finden in verschiedenen Cafés sowie hin und wieder auch an anderen Orten, insbesondere in Pflegeheimen, statt. Für einen

guten Verlauf dieser Zusammenkünfte zum Tod hat Bernard Crettaz eine Reihe von Regeln aufgestellt. Die erste besagt, dass er niemals Organisator ist; seine Rolle beschränkt sich darauf, das Treffen zu leiten, das Wort zu erteilen, Verbindungen herzustellen und zu verhindern, dass die Gespräche ausufern. Er führt die Teilnehmenden ans Thema heran und fordert sie zur Authentizität auf. Es steht keine Theorie dahinter, es gibt nichts Belehrendes und schon gar keine Wertungen. Das «Café mortel» ist das Theater der grossen Entdeckungen: Da werden Geheimnisse preisgegeben, Schuldeingeständnisse gemacht oder Familienkonflikte geschildert. Manche sprechen vom schönen Tod, andere weisen auf ihren bereits angekündigten Tod hin. Häufig geht es um das Thema der Wahl des Todes, also um den selbstbestimmten Lebensabbruch, sowie um die Sorgen des Pflegepersonals. Ziel dieser Treffen ist es, eine Solidarität sowie eine «Gemeinschaft der Lebenden angesichts des Todes» zu schaffen, weil «die soziale Bindung erst im Austausch neu geschaffen wird», so Crettaz. 2010 veröffentlichte er das Buch «Cafés mortels. Sortir la mort du silence», erschienen im Verlag Labor et Fides. (amn)

Auch die Pflegeinstitutionen führen, wenn es um den Tod geht, immer mehr Rituale ein.

Worin liegt deren Bedeutung?

Die Pflegeheime verfügen bei den Ritualen über eine unglaubliche Kreativität. Es ist wichtig, den Teams dabei einen grossen Handlungsspielraum zu lassen. Das Personal braucht diese Rituale ebenso wie die Familien, um danach wieder an das reale Leben anknüpfen zu können. Der Tod ist ein herausragender Moment sozialer Bindung. Ein Ritual ist niemals ein einsamer Akt, es vollzieht sich notwendigerweise in der Gemeinschaft. Wir müssen daher heute dafür kämpfen, dass die Beschäftigten in den Pflegeheimen Zeit erhalten, zu sprechen und die erforderlichen Rituale durchzuführen, um die Sterbenden und ihre Familien adäquat zu begleiten. Geschieht dies nicht, kommt es zur Katastrophe, zu einer depressiven Stimmung: Das Personal reibt sich auf und riskiert, Schaden zu nehmen.

Wir haben nun viel über die Konfrontation des Pflegepersonals mit dem Tod gesprochen. Wie sieht es aber mit den Heimbewohnerinnen und -bewohnern selber aus?

Lange Zeit wollte man die älteren Menschen vom Thema Tod fernhalten, wie man das früher bei den Kindern gemacht hat. Seit ich das sogenannte «Café mortel» in den Pflegeheimen betreue (siehe Kasten, Anm. der Red.), mache ich jedoch immer wieder die Erfahrung, dass gerade die älteren Menschen mit einer enormen Offenheit die aussergewöhnlichsten Erfahrungsberichte liefern und oftmals sogar froh darüber sind, dass

«Glücklicherweise wird der Tod jetzt dem technokratischen Zugriff wieder etwas entzogen.»

der Tod, über den sie ja unaufhörlich nachdenken, endlich thematisiert wird.

Kann man den Tod zähmen?

Nein. Man wird den Tod niemals zähmen können. Alles, was ich heute über den Tod sage, kann morgen schon wie ein Kartenhaus zusammenstürzen, wenn ich mit meinem eigen-

nen Tod oder dem Tod eines nahestehenden Menschen konfrontiert bin. Ich bin überhaupt nicht Herr der Lage.

Aber man kann heute über den Tod selber bestimmen.

Wahrscheinlich liegt in dieser Möglichkeit die neue grundlegende Frage meiner ganzen Generation: Wie möchten wir, dass unser Leben endet? Dass wir hier Einfluss nehmen können, ist relativ neu, eine Entwicklung, die alles revolutionieren wird. Hier geht es um mehr als nur um einen Trend, das ist eine ganz grundsätzliche Fragestellung. ●

Zur Person: Bernard Crettaz, der 1938 in Vissoie im Walliser Val d'Anniviers geboren wurde, setzt sich als Soziologe und Ethnologe seit Langem mit dem Thema Tod auseinander. 1982 gründete er auf Anfrage von Bestattungsunternehmen, die immer mehr mit dem Bedürfnis von Hinterbliebenen nach Trauer Ritualen konfrontiert waren, die Gesellschaft für thanatologische Studien. Dies zusammen mit anderen Forschern und Intellektuellen in der Westschweiz. Crettaz war Konservator am ethnografischen Museum Genf und hatte bis 2003 einen Lehrauftrag an der Universität Genf inne. Er ist Verfasser mehrerer Bücher zum Thema Tod und unterstützt mit Veranstaltungen das Fachpersonal in den Pflegeheimen der französischsprachigen Schweiz.

Übersetzt aus dem Französischen von Translation-Probst AG.